

Ist Wertewandel möglich, nötig, machbar?

von Michael Müller

Über Werte wird viel geredet in unserer Gesellschaft, oft in Verbindung mit Begriffen wie „Werteverfall“ oder „Wertewandel“. Beklagen die einen, daß das, was sie für ehemals die Fundamente unserer Gesellschaft zementierende Werte halten, seine Funktion verloren habe und an seine Stelle nichts oder nur „Unwerte“ getreten seien, konstatieren die anderen wissenschaftlich-kühl einen Wandel von früheren zu neuen Werten - ob diese nun positiv oder negativ zu bewerten seien.

Bei dieser Diskussion über Werte - bis in soziologische Fachdiskurse hinein - herrscht häufig eine gewisse Konfusion darüber, worüber eigentlich geredet wird. Sind es wirklich immer Werte, die sich wandeln, verfallen oder neu entstehen, oder sind es eher Einstellungen, soziale Strukturen oder aber Prioritätssetzungen im politischen Handeln?

Das Problem liegt wohl darin, daß es nicht so einfach ist, zu erkennen, was die fundamentalen Werte einer Gesellschaft sind - vor allem derjenigen, in der man selbst lebt. Allzu häufig ist man wohl in Versuchung, das bloße Postulat eines Wertes mit seiner Realisierung zu verwechseln - vor allem in einer Kultur wie der unseren, die sich stolz „Kommunikationsgesellschaft“ nennt und der oft schon das bloße Austauschen von Zeichen die Realität ersetzt. Aktuelles Beispiel für eine solche Tendenz ist die aus Amerika auch zu uns herüberschwappende Welle der „political correctness“: man „verbietet“ - qua sozialer Ächtung - bestimmte Zeichen (wie z.B. das Wort „Neger“) oder bestimmte Typen von Sprechakten (z.B. das Thematisieren von potentiellen Unterschieden zwischen den Geschlechtern) im naiven Glauben, man sei dadurch der Lösung von Problemen wie der Rassendiskriminierung oder der Unterdrückung von Frauen einen Schritt näher gekommen. Die Diskussion um „political correctness“ ist ein - wenngleich sicherlich extremes - Indiz dafür, auf welche Weise unsere Kultur tendenziell mit Werten und Einstellungen umgeht: Sie hat den Hang zum Postulat.

Optimistische Geister nehmen an, ein Wertewandel sei „machbar“, man brauche nur neue, bessere Werte zu postulieren (und diese könnten auch alte sein, deren „Verfall“ man beklagt und die man restaurieren möchte) und im Bewußtsein der Bevölkerung zu verankern, indem man sie gut „verkauft“.

Vorsichtigerer Denker mißtrauen dagegen der Möglichkeit einer solch schnellen „Markteinführung“ von neuen Werten und erwarten sich einen Wandel eher durch langfristige Maßnahmen der Erziehung. Hinter beiden Möglichkeiten steht jedoch letztlich das selbe Modell: Ich postuliere ein bestimmtes Set von Werten und überlege mir dann Strategien, wie diese zu realisieren seien. Diese Vorstellung provoziert die grundsätzliche Frage, die in Kempfenhausen der Soziologe Hans Joas stellte und negativ beantwortete: Ob denn intentionaler Wertewandel, also ein Wandel durch Postulat und Strategie, überhaupt möglich sei.

Seit Ronald Ingleharts These von der „Silent Revolution“ hat es sich zum -

oft hoffnungsvoll interpretierten - Topos entwickelt, in unserer Gesellschaft habe ein Wandel von materialistischen zu postmaterialistischen Werten stattgefunden oder es \_nde ein solcher gerade statt. Der Bamberger Soziologe Gerhard Schulze greift in seiner Analyse der „Erlebnisgesellschaft“ diese These zunächst auf; er konstatiert einen „Durchbruch innenorientierter Glücksvorstellungen in der zweiten Hälfte der 60er Jahre. In der jugendlichen Subkultur verlagerte sich der Brennpunkt der Glücksde\_nition von außen nach innen, von der Situation auf das Subjekt, vom Haben auf das Sein. Inzwischen hat sich dieses Denken weitgehend durchgesetzt.“ Interessant ist dabei aber, wie in unserer Gesellschaft mit dieser Innenorientierung umgegangen wird; Schulze nennt diese Art des Umgangs „Erlebnisrationalität“: „Erlebnisrationalität ist ein technisch-instrumenteller Bezug zu sich selbst: Situationsmanagement zur Optimierung innerer Wirkungen. (...) Altgewohnte Fortschrittskriterien - Nutzen, Qualität, Reichtum - werden in das subjektbezogene (erlebnisrationale) Denksystem übernommen, doch sie erzeugen lediglich eine Orientierungssillusion. Daß sich Erlebnisse rational steigern und vermehren ließen, ist eine Ideologie.“

Die Folgerung, die man aus dieser Analyse ziehen muß, ist durchaus ernüchternd:

Unter der Ober\_äche eines „Wandels“ von materiellen zu postmateriellen „Werten“ sind fundamentale Wertsetzungen („altgewohnte Fortschrittskriterien ...“) konstant geblieben.

Daraus ergibt sich die Frage, wann man eigentlich überhaupt von einem Wertewandel sprechen kann. Offenbar gibt es Wertsetzungen auf verschiedenen hierarchischen Ebenen: Ob materielle Güter oder subjektive Erlebnisse angestrebt werden sollen, ist eine Entscheidung, die - in unserer Kultur - gegenüber Wertsetzungen wie „Fortschritt“ oder „Wachstum“ eher an der Ober\_äche liegt. Denn wie Schulzes Analyse zeigt, ordnen sich materielle „Haben-Orientierung“ und erlebnisrationale „Sein-Orientierung“ gleichermaßen den genannten hierarchiehöheren Wertsetzungen unter.

In der Wertediskussion, wie sie in den Medien, teilweise aber auch in der Wissenschaft, geführt wird, besteht die Tendenz, die Ober\_äche gegenüber der Tiefe zu betonen. Dies mag einerseits vernünftig erscheinen, da eine Veränderung, wenn man diese für nötig erachtet - und wer über Wertewandel spricht, hält sie sehr oft für nötig - umso leichter realisierbar ist, je weiter sich der entsprechende „Wert“ an der Ober\_äche des Systems von Wertsetzungen einer Kultur be\_ndet. Andererseits birgt dies die Gefahr, die wahren Antriebe des Handelns einer Kultur zu verkennen. Wie bereits mit dem Beispiel der „political correctness“ angedeutet, neigt unserer Kultur dazu, einen angestrebten Wandel auf diejenige Ebene zu verschieben, die am weitesten an der Ober\_äche liegt, nämlich auf die der Zeichen. Und dies hängt sicherlich wiederum mit sehr tiefsitzenden „Werten“ wie „Machbarkeit“, „Ef\_zizienz“ und „Operationalität“ zusammen: Auf der Ebene der Zeichen, vor allem wenn sie wie bei uns zunehmend losgelöst werden von ihrem Bezug zur Realität, lassen sich ein Wandel, eine Neuerung, eine Alternative sehr viel leichter simulieren, als auf tieferliegenden Ebenen realisieren. Die Gefahr, die in einer solchen Strategie liegt, besteht darin, daß sich eine

Kultur in der Sicherheit wiegt, es geschehe etwas - etwa angesichts von Problemen wie der ökologischen Krise - , während in Wirklichkeit, auf der Tiefenebene, alles beim alten bleibt. Wie dünn die Decke rein postulativer Wertsetzungen ist, hat sich nach der Wende in den ehemals sozialistischen Gesellschaften gezeigt: Während vorher nahezu jedermann in diesen Ländern „sozialistische Werte“ hochgehalten hatte, wollte nach dem Ende des Systems kaum noch einer etwas davon wissen. Václav Havel hat diesen Mechanismus schon 1978 in seinem Essay „Versuch, in der Wahrheit zu leben“ eingehend beschrieben.

Je hierarchiehöher ein Wert ist, desto stärker ist er in der Realitätskonzeption der entsprechenden Kultur verankert, d.h. in dem, was eine Kultur für die Wirklichkeit hält - sei dies nun auf der Ebene der Ontologie (ob sie zum Beispiel die Erde für eine Kugel oder eine Scheibe hält, oder ob sie an die Existenz von Geistern glaubt oder nicht), der Anthropologie (was sie beispielsweise als dem Menschen adäquat ansieht) oder des Sozialen (welche Formen des Zusammenlebens sie für realisierbar hält). Das bedeutet: Je stärker eine Wertsetzung in der Realitätskonzeption einer Kultur verankert ist, desto schwerer wird sie sich wandeln - denn es müßte sich mit ihr zumindest partiell auch das Konzept von Wirklichkeit dieser Kultur ändern. Meiner Ansicht nach sind Wertsetzungen wie „Wachstum“ und „Fortschritt“ sehr tief in der Realitätskonzeption unserer Kultur verankert. Wir betrachten nicht nur ökonomische Prozesse unter diesen Aspekten, sondern auch soziale und individuelle: ein Mensch etwa, der sich nicht entwickelt, nicht ständig neue Kompetenzen, Güter oder ideelle Größen hinzugewinnt, erscheint uns als „tot“; ein System, das anstatt auf „Wachstum“ und „Fortschritt“ auf den Erhalt des status quo (in unserer Kultur würde das negativ als „Stagnation“ und „Stillstand“ bezeichnet) ausgerichtet ist, scheint uns kaum vorstellbar.

Dies ist sicherlich eine spezi\_sche Wertsetzung unserer Kultur und keine etwa evolutionär bedingte anthropologische Konstante; primäre Kulturen, die seit Jahrtausenden im Gleichgewicht mit ihrer natürlichen Umwelt leben, belegen dies.

Das Postulat eines „qualitativen Wachstums“, das ein rein quantitatives ersetzen soll, ist insofern tendenziell der Versuch, mehr oder weniger tiefgreifende Veränderungen zu initiieren, ohne fundamentale Wertsetzungen unsere Kultur zu tangieren. Die Frage ist allerdings, ob es gelingen kann, die immanenten Probleme unserer Kultur - und das sind nicht nur ökologische - ohne Aufgabe des Wachstumspostulats zu lösen.

Ein weiteres Problem beim aktuellen Diskurs über Werte und Wertewandel ist, daß häu\_g die inhaltliche und funktionale Dimension von Werten außer acht gelassen wird. Dies wiederum hängt damit zusammen, daß der Einbettung von Wertsetzungen in die Realitätskonzeption einer Kultur zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Hinter ein und demselben Wertpostulat können sich nicht nur sehr verschiedene Inhalte verbergen (der Wert „Selbstverwirklichung“ kann für den Alt-68er möglichst viel Freiheit in sozialen Strukturen bedeuten, für den Yuppie dagegen, möglichst viel

Anerkennung und Prestige in seinem beruflichen Umfeld zu erreichen), sondern es kann in verschiedenen Kulturen auch sehr verschiedenen Funktionen erfüllen. „Familie“ als Wert hatte etwa in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine nahezu eschatologische Funktion in einer säkularisierten Welt: Durch die Familie, durch die Erinnerung und durch Vererbung (von Eigenschaften und materiellen Dingen) hoffte der Mensch auch über seinen individuellen Tod hinaus fortzuleben. In unserer Kultur hat der Wert „Familie“ dagegen vielleicht eher die Funktion, vor Einsamkeit in einer zunehmend anonymen Gesellschaft zu schützen. Es nützt also nichts, einfach nur Werte zu postulieren - seien es nun alte oder neue -, sondern man muß auch sagen können, mit welchen Inhalten diese aufgefüllt werden, und welche Funktionen sie im Gesamtsystem erfüllen sollen.

Eine ähnliche Problematik zeigt sich, wenn der Wertewandeldiskurs mit anderen aktuellen Diskursen verknüpft wird; zur Zeit ist dies - wie sich auch beim 4. Kempfenhausener Gespräch zeigte - v.a. der Ökologiediskurs. In der Regel wird postuliert, daß ein tiefgreifender Wertewandel nötig sei, um die ökologischen Probleme zu lösen. Die Frage ist, ob das so stimmt. Denn „Natur“ und ihre Erhaltung sind spätestens seit der Jahrhundertwende, als die Natur zum Rekreationsareal einer industrialisierten Gesellschaft wurde, hohe Werte, die in den letzten Jahrzehnten, als die ökologische Krise vehement ins Bewußtsein der Menschen trat, noch an Bedeutung gewonnen haben: es wird kaum jemanden geben, der Umweltschutz nicht als „Wert“ einstufen würde.

Dennoch geschieht wenig. Gefragt ist also nicht ein Wertewandel, sondern ein Wandel im konkreten politischen und wirtschaftlichen Handeln. Dieses wird dann wieder Rückwirkungen auf jenes komplexe System haben, das unsere Kultur darstellt, und eventuell im Lauf der Jahre einen tiefgreifenderen Wandel unseres Realitäts- und Wertesystems nach sich ziehen. „Machbar“ ist dieser Wandel nicht, „machbar“ jedoch wäre eine vernünftige Umweltpolitik.